

# Linguistische Berichte 71

Inhalt

Forschung Information Diskussion

Herausgegeben

In Zusammenarbeit mit mehreren Sprachwissenschaftlichen  
Instituten und Seminaren anderer Disziplinen  
von Professor Dr. Peter Hartmann, Konstanz

Verantwortliche Redaktion

Prof. Dr. Eberhard Pause  
Prof. Dr. Arnim von Stechow  
D-775 Konstanz, Universität  
Fachbereich Sprachwissenschaft

Teilredaktion: SOZIO-LINGUISTIK UND SPRACHERWERB

Professor Dr. Norbert Dittmar  
Fachbereich 16 – Germanistik  
Freie Universität Berlin  
Habelschwerdter Allee 45, D-1000 Berlin 33

Teilredaktion: SCHULE UND ANWENDUNG

Professor Dr. Siegfried Jäger  
Gesamthochschule Duisburg  
Fachbereich 3  
Lotharstr. 65, 4100 Duisburg 1

Teilredaktion: LB-Info

Professor Dr. Herwig Krenn  
Romanisches Seminar der Ruhr-Universität Bochum  
D-463 Bochum  
Klaus Müller  
Behringstr. 8, Postfach 2151, 6233 Kelkheim

» vieweg

<b>Institut für deutsche Sprache</b>	
Inv.-Nr.	Signatur
Z 32	D 32

Alle Rechte vorbehalten  
© 1981 by Friedr. Vieweg & Sohn Verlagsgesellschaft mbH,  
D-6200 Wiesbaden, Postfach 5829  
Printed in Germany-West

Die Linguistischen Berichte erscheinen sechsmal im Jahr

Abonnementpreis:

Jahresabonnement (1981)	DM 88,-
Zweijahresabonnement (1981/82)	DM 158,-
Einzelpreis	DM 15,60

Vorzugspreis für private Leser, die auf einem Revers versichern, daß sie die Zeitschrift ausschließlich für ihren persönlichen Gebrauch beziehen (Lieferung und Rechnung nur an Privatadresse):

Jahresabonnement (1981)	DM 61,-
Zweijahresabonnement (1981/82)	DM 110,-

jeweils incl. 6,5 % Mehrwertsteuer, zuzüglich Versandkosten.

Bei Abbestellung gilt eine Kündigungsfrist von 6 Wochen vor Jahresende.

Anzeigenverwaltung: Bertelsmann Fachzeitschriften GmbH, Postfach 5555, 4830 Gütersloh,  
Tel. (05241) 802241/802187, Telex 933646

Die in der Zeitschrift veröffentlichten Beiträge sind urheberrechtlich geschützt. Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung in fremde Sprachen, vorbehalten. Kein Teil dieser Zeitschrift darf ohne schriftliche Genehmigung des Verlages in irgendeiner Form — durch Fotokopie, Mikrofilm oder andere Verfahren — reproduziert oder in eine von Maschinen, insbesondere von Datenverarbeitungsanlagen, verwendbare Sprache übertragen werden. Auch die Rechte der Wiedergabe durch Vortrag, Funk- und Fernsehsendung, im Magnettonverfahren oder auf ähnlichem Wege bleiben vorbehalten.

Fotokopien für den persönlichen und sonstigen eigenen Gebrauch dürfen nur von einzelnen Beiträgen oder Teilen daraus als Einzelkopien hergestellt werden. Jede im Bereich eines gewerblichen Unternehmens hergestellte oder benutzte Kopie dient gewerblichen Zwecken gemäß § 54 (2) UrhG und verpflichtet zur Gebührenzahlung an die VG WORT, Abteilung Wissenschaft, Goethestr. 49, 8000 München 2, von der die Zahlungsmodalitäten zu erfragen sind.

Institut für deutsche Sprache	
ISSN 0024-3930	Inv.-Nr.
585	585

vieweg &

# Rezensionen

---

## Zu welchem Ende betreibt man Syntaxforschung heute?

---

(Rezension zu: Heringer/Strecker/Wimmer: *Syntax*, UTB 251, Wilhelm Fink Verlag, München 1980)

Gisela Zifonun, Mannheim

### 1 Zielsetzungen, Grundfragen und Metatheoretisches

Das Buch von HERINGER/STRECKER/WIMMER (im folgenden kurz: H/S/W) soll nicht „einfach noch ein Buch über Syntax“ (S. 15) sein, demnach wohl einen alternativen Zugang zu Fragen der Syntaxforschung, -theorie und -anwendung verschaffen.

Worin besteht dieser Anspruch und wie wird er eingelöst? Im Vorwort beschreiben die Autoren (S. 8) ihre Zielsetzung so: „Es mußte uns vielmehr um den Versuch gehen

- (i) den Sinn formaler Syntaxtheorien zu bestimmen und ihre Beschreibungskraft zu vergleichen;
- (ii) den Zusammenhang der Syntax mit den praktischen Fragen der Linguistik zu verdeutlichen;
- (iii) ohne Rage zu betrachten, was es mit dem Vorbildcharakter formaler Theorien auf sich hat;
- (iv) Einsicht in fundamentale wissenschaftstheoretische Probleme zu wecken.“

Der Versuch, dem Sinn syntaktischer Theorien auf die Spur zu kommen, scheint mir dabei der eigentliche Sinn des Buches zu sein. Die anderen Zielsetzungen folgen aus diesem Versuch oder aus der Art der vorgeschlagenen Sinngebung.

Nach dem Sinn von Syntaxtheorie zu fragen, das heißt, wie die Autoren zeigen, zunächst einmal aus dem Konsens der Syntaxforscher ausbrechen, die annehmen, es gäbe so etwas wie allgemein bekannte und bedeutende Grundfragen der Syntax: Sinn kann Syntaxforschung für den einzelnen, der sie betreibt, nach Meinung der Autoren dann bekommen, wenn man sie gegen den Strich bürstet, wenn man die selbstverständlichen Sinnangebote nicht übernimmt. Die Grundfragen, die von der Syntaxforschung selbst gestellt werden, wie etwa „Gibt es Eigenschaften, die allen Sprachen zukommen?“, „Ist die Menge der Sätze des Deutschen endlich?“ (S. 13), bleiben theorieimmanent. Sie können daher auch eine Immunisierungsfunktion haben: Indem solche für den — zunächst noch — Außenstehenden hermetischen Fragen als Grundfragen herausgestellt werden, gewinnen sie so etwas wie eine apriori-Bedeutsamkeit. Mit ihnen konfrontiert, wird sich der Neuling, so meinen H/S/W, entweder verständnislos abwenden oder er wird in die Rolle des theorieblinden Tüftlers schlüpfen. Von ihm zeichnen die Autoren ein recht plastisches Bild, das auch betroffen machen soll und in meinem Fall die Wirkung nicht verfehlt hat.

Was allerdings in diesem Anfangskapitel für mich unbefriedigend bleibt, ist die Art und Weise, wie die von den Autoren versuchte Sinnstiftung in Beziehung gesetzt wird zur gegenwärtigen Lage der theoretischen Syntaxforschung. Nicht daß die Sinnggebung selbst nicht stimmig wäre: Die Autoren zeichnen den Weg einer möglichen Sinnggebung exemplarisch am Beispiel ihrer Adressatengruppe, den Sprachstudierenden als potentiellen Sprachlehrern und den Sprachlehrern selbst, vor: Ziel des muttersprachlichen Sprachunterrichts sei es, die Kompetenz des Lernenden zu erweitern, seine Kommunikationsfähigkeit zu verbessern. Dazu sei es, um auftretende Verständigungsschwierigkeiten aus dem Weg räumen zu können, auch notwendig, daß Schüler über Sprache sprechen können. Diese schon beim Kind vorhandene Fähigkeit müsse im Unterricht ausgebildet werden; der Schüler müsse außerdem lernen, über sie zu reflektieren, um sie bewußt zur Vermeidung von Verständigungsunfällen einzusetzen. Plausibel erscheint auch die Unterscheidung zwischen dem Grammatik-Können des Schülers und dem Grammatik-Kennen des Lehrers. Während es für den Lernenden — einer bestimmten Stufe zumindest — gar nicht notwendig sei, grammatische Schulung als einen abgegrenzten Grammatikunterricht mit eigener Terminologie zu erfahren, müsse der Lehrer „umfassendere Bilder“ (S. 29) über die Verhältnisse in unserer Sprache haben. Für den Lehrer, der sich darum bemüht, sich solche umfassenderen Bilder zu machen, ist die Syntax von H/S/W gedacht.

Was mich stört an diesem hinführenden Kapitel, ist, daß der Konflikt zwischen Sinnggebung und sich verselbständigender Syntaxtheorie nur scheinbar ausgetragen wird. Dies wird möglich durch eine phänomenologisch vielleicht zutreffende, die Problematik aber doch verschleiernde Charakteristik der formalen Syntaxforschung. Die Autoren vergleichen sie mit dem Lösen von Rätseln, einer sich selbst genügenden Artistik, die sich ihrer Probleme immer wieder neu erzeugt:

l'art pour l'art. Damit wird, wenn auch immer wieder jedem das Seine' zugestanden wird, dem Leser die Assoziation zwischen formaler Syntaxforschung und gesellschaftlich nicht gerade sinnvoller Tätigkeit anheimgestellt. Undiskutiert bleibt einerseits das dialektische Verhältnis von Fortschritt im Detail und Fortschritt im Großen und Ganzen, so daß der Eindruck entsteht, man könne einmal aufhören, weitere Rätselchen zu lösen, weil man ja schon weiß, daß ihre Lösung an der Theorie selbst nichts mehr ändern wird. Andererseits bleibt auch schleierhaft, warum nun die Beschäftigung mit diesen Theorien, die doch so viel eher aus kreativer Kuriosität entstanden sind und weiterentwickelt wurden als aus dem gesellschaftlichen Bedürfnis, bessere, d.h. „kommunikativere“ Grammatiken zu machen, gerade für die Adressatengruppe so sinnvoll sein soll.

Ein Widerspruch ergibt sich zunächst auch daraus, daß H/S/W der gegenwärtigen Syntaxforschung einerseits „hochkomplexe Verwirrung“ (S. 13) ankreiden, andererseits das Fehlen ausgearbeiteter syntaktischer Theorien beklagen. Der Widerspruch findet Auflösung durch den Hinweis der Autoren, daß die Hauptenergie der Syntaxforschung häufig auf Fragen der Methode und Form investiert würde, wobei das eigentliche Ziel, die Aufstellung empirischer Theorien, zum Teil notwendigerweise, wie die Autoren zugestehen, auf der Strecke bleibe. Auch da mag etwas Wahres dran sein. Was störend bleibt, ist, daß ganz pauschal nur von *der* gegenwärtigen Syntaxforschung die Rede ist. Weder werden Beispiele genannt, die die Kritik bestätigen, noch solche, von denen ich einige nennen kann<sup>1)</sup>, die sie in ihrem Allanspruch widerlegen. Bedenkenswert und fast spannend zu lesen sind die Ausführungen über Formalisierung, wie überhaupt der unpräzise Stil das Buch auch, was ich für nicht zu unterschätzen halte, zu einem Lesevergnügen macht. Da wird plausibel gemacht, daß Formalisierungen nicht Übersetzungen von schon „implizit“ Bekanntem in einen gegebenen Formalismus sind bzw. sein sollten, sondern daß sie Simulationen einer natürlichen Sprache unter einem bestimmten Aspekt, hier dem syntaktischen, werden können:

„Der Witz dieses Vorgehens ist, daß wir eine Simulation einer natürlichen Sprache erhalten und uns die formalen Eigenschaften – die Syntax – dieser Simulation durch explizite Konstruktion bekannt sind. Und diese in ihrer Grammatik explizit erfaßte Simulation unterstellt man dann als Syntax bzw. als Hypothese über die Syntax einer natürlichen Sprache. Die Abbildungsmöglichkeit berechtigt dazu.“ (S. 43)

Die Autoren beschreiben hier den z.B. auch von MONTAGUE für die formale Semantik beschrittenen Weg<sup>2)</sup> der Induktion von der konstruierten formalen Beschreibungssprache auf das Explanandum. Auch der Warnung vor Hausmacherformalisierungen, die im weiteren Verlauf durch explizite Kritik, z.B. an kasustheoretischen Ansätzen noch empirisch gestützt wird, wird der Leser beipflichten, wobei ihm allerdings beim Lesen des Kapitels über „Wertigkeitstheorie mit semantischen Operatoren“ (S. 224ff.) der Verdacht kommt, daß auch die Autoren gegenüber der Versuchung, sich einen – dazu noch uninterpretierten – Formalismus zu basteln, nicht gefeit sind.

Wie an manchen anderen Stellen führt allerdings auch das Kapitel über Formalisierungen, nachdem die Diskussion im Sinne eines rationalen Diskurs Scheinargumente für und wider Formalisierungen entlarvt und echte Argumente bewertet hat, an einen Punkt, wo es ein bißchen apodiktisch wird:

„Aber in der Praxis ist absolute Strenge ebenso ein Unding wie absolute Klarheit. Das angemessene Maß der Strenge ist immer im Hinblick auf die jeweilige Aufgabe zu bestimmen. Überzogene Strenge ist Pedanterie. Und darüber, was angemessene Strenge in der Syntaxtheorie ist, können wir erst sinnvoll reden, wenn wir geklärt haben, wozu jeweils grammatisches Wissen zusammengetragen wird. Der formalen Strenge, die Formalisten meinen, steht eine informale Strenge gegenüber, die als Ernsthaftigkeit in der Forschungsarbeit zu verstehen ist.“ (S. 48)

Ach wie gut, daß unsere natürliche Sprache so ungenau ist, oder vielmehr: eben nicht so pedantisch genau, und uns – den Lesern – daher freistellt, ob wir uns bei der Interpretation dieser Ausführungen der Gruppe der Gutwilligen oder der Gruppe der Miesmacher zuschlagen. Die Gutwilligen sind die, die meinen, wenn ein X einem Y gegenüberstehe (hier eine Haltung einer anderen), dann schlossen sich die beiden nicht aus, d.h.

aus

*Haltung X steht Haltung Y gegenüber.*

folgt nicht

*Wenn Person A Haltung X einnimmt, nimmt Person A Haltung Y nicht ein und umgekehrt.*

Die anderen – die Miesmacher – würden genau einen solchen Schluß ziehen. Nur die Gutwilligen werden weiter versuchen, formale Theorien *mit* Ernsthaftigkeit in der Forschungsarbeit und dem notwendigen Schuß an selbstkritischem Mut zur Nichtpedanterie zu machen, die anderen –; aber sicher haben die Autoren nur die gutwillige Interpretation im Auge gehabt.

Die dezidierte Absicht der Autoren, wissenschaftstheoretische Fragen und Fragen der Grundlagen einer Syntaxtheorie jeweils an der Stelle durchzudenken, an der sie auftreten, durchdringt das ganze Buch – ich beurteile das sehr positiv. So wird z.B. versucht, die Auseinandersetzung zwischen den verschiedenen Ansätzen amerikanischer Strukturalismus – generative Transformationsgrammatik – Dependenzgrammatik zu entideologisieren, und zwar mit dem Argument, der Stand der Forschung mache die Entwicklung unterschiedlicher Theorieansätze notwendig, um überhaupt einmal eine Basis zur Bewertung von Theorien zu erhalten. Historische Verzerrungen, wie z.B. die These, die amerikanischen Strukturalisten seien theorieblind gewesen und unfähig, semantische Probleme überhaupt zu erkennen, werden zurechtgerückt. Ein wissenschaftstheoretisches Leitmotiv ist die wechselseitige Abhängigkeit von Theoriebildung und empirischer Erkenntnis. Daher wird auch der Diskussion über den rechten Umgang mit empirischen syntaktischen Daten, ob sie aus einem Corpus oder durch Akzeptabilitätstests gewonnen sind, zu Recht breiter Raum zugestanden. Es schadet dann

in meinen Augen auch kaum, wenn manche der Diskussionspunkte, so vor allem das Akzeptabilitäts- und Grammatikalitätsproblem mehrfach und nicht ohne Wiederholungen aufgerollt werden.

## 2 Die Syntax-Nacherzählungen

Von den eigentlichen Syntaxkapiteln läßt sich aus meiner Sicht das über TESNIÈRE mit dem größten Gewinn lesen. In diesem Kapitel wird eine sinnvolle Form der „Nacherzählung“ einer Theorie erreicht, indem versucht wird, den Intentionen Tesnières ohne Überinterpretation gerecht zu werden, aber andererseits auch die theoretische Begrifflichkeit Tesnières und das darauf aufgebaute Beschreibungssystem – soweit sie es erlauben – formal zu rekonstruieren. So werden Tragfähigkeit und Grenzen dieser Theorie deutlich erkennbar.

Auch das Kapitel über formale Dependenzgrammatik, besonders die Abschnitte über formale Wertigkeitstheorie und Probleme der Bestimmung von Wertigkeiten sind sorgfältige Problemanalysen. Aus dem Rahmen fällt, wie schon oben erwähnt, allerdings der Abschnitt über Wertigkeitstheorie mit semantischen Operatoren. Hier verläßt die Autoren etwas die kritische Distanz zu den eigenen Ideen. Es fällt ihnen nicht auf, daß sie kommentarlos plötzlich von der Syntax zum Lexikon (Verhältnis von einwertigem und zweiwertigem Verb, z.B. *brechen*) hinschwenken, dann aber auch wieder zurück (z.B. Kausativierung mit *lassen*, Passivbildung) und daß das zwar alles ganz plausibel ist, aber wohl in dieser Form kaum in eine ausgearbeitete syntaktische Beschreibung des Deutschen passen würde. Hier gehen Elemente der lexikalischen Dekomposition, die sogar Reminiszensen an die generative Semantik wecken (z.B. Zerlegen von zweiwertigem *brechen* in 'KAUS : *brech*'<sup>3</sup>), und interpretative Satzsemantik (Passivinterpretation) eine Verbindung ein, deren Fundierung auf der ausdrucksseitigen Syntax nicht formal rekonstruiert wird. Bei einer Ausarbeitung müßte man sich z.B. fragen: Wenn der Operator PASS die, oder vielmehr eine der Repräsentation[en] von *werden* ist, PASS eine spezielle Variante von KNV (Konversen-Operator), und die Konversion keine Bedeutungsveränderung, sondern nur eine Umordnung der Verbalargumente mit sich bringt (verursacht?, erzeugt?, bedeutet?), was sind dann diese Operatoren? Funktionen von Verben in Verben, von Verbbedeutungen in Verbbedeutungen oder überhaupt keine Funktionen, sondern Mittel zur Konstruktion von holistischen Paraphrasen von [Teilen von] Sätzen oder Satzformeln.

Eine Ungenauigkeit unterläuft den Autoren hier bei der semantischen Bestimmung des Operators KAUS. Sie schreiben ihm die Eigenschaft zu, zu bewirken, daß der kausativierte Satz den Ausgangssatz impliziere (S. 229). Nicht sehr viel weiter hinten jedoch stellen die Autoren fest, daß *Ich lasse ihn kommen*. nicht impliziere, daß er kommt (S. 244). Offenbar gibt es also doch einen gewichtigen Unterschied zwischen der lexikalischen Kausativierung (reine Wertigkeitserhöhung), bei der das Implikationsverhältnis gilt, und der grammatischen Kausativierung mithilfe von *lassen*. Bei der Einführung von KAUS wird der Unterschied unterschlagen.

Bei dem Kapitel über die generative Transformationsgrammatik, das ohnehin im Vergleich zu den dependentiellen Kapiteln etwas knapp geraten ist – wofür die Autoren in der Einleitung eine Begründung liefern –, fällt auf, daß kein Versuch gemacht wird, die neuere Entwicklung der TG über die Standardtheorie hinaus einzubeziehen. Weder die Spuretheorie, noch die zahlreichen Versuche, die Mächtigkeit der Transformationskomponente einzuschränken oder sie gar zugunsten von phrasenstrukturellen Regelschemata, komplexen Symbolen und abgeleiteten Kategorien<sup>4)</sup> abzuschaffen, werden erwähnt. Sehen die Autoren gar schon ab, daß all diese Versuche fruchtlos sind und sie die „mathematischen Eigenschaften des barocken Systems“<sup>5)</sup> TG unverändert im Dunkeln lassen? Dann allerdings ist unverständlich, warum sie die Erweiterung einer Dependenzgrammatik um eine transformationelle Komponente wärmstens empfehlen.

Bei der Diskussion kategorialgrammatischer Ansätze folgen die Autoren nicht dem Trampelpfad der grammatischen Moden. Sie stellen dem Leser nicht etwa die MONTAGUE-Grammatik oder das CRESSWELSCHE System vor<sup>6)</sup>, sondern bieten ein breites Spektrum von ADJUKIEWICZ über den syntaktischen Typenkalkül von LAMBEK bis zur intensionalen Semantik von LEWIS, zur kombinatorischen Logik und ihrer Anwendung zur Repräsentation der natürlichen Sprache durch GEACH an. Ich halte das für ein bißchen zu viel des Guten; denn gerade bei der Darstellung von GEACH und LEWIS wird dem Leser bewußt, daß die allzu rasche Aufeinanderfolge von auf Beispielen hin pointierten Formalismen nur scheinbar einen Überblick verschafft.

### 3 Präsentation

Die Notwendigkeit, ausgearbeitete Formalismen gedrängt und doch präzise und so formal als nötig darzustellen, ist sicher ein Hauptproblem des Buches und solcher Präsentationsformen überhaupt. Eine der Schwierigkeiten dabei ist, daß dem Aufwand an Darstellungsmitteln relativ wenig und vor allem aus dem Zusammenhang vereinzelt Material zur Demonstration der theoretischen Ansätze gegenübersteht. Abgesehen vielleicht vom letzten Kapitel gelingt es den Autoren nicht schlecht, mit dem Präsentationsproblem fertig zu werden.<sup>7)</sup>

H/S/W versuchen, der von ihnen selbst zu Anfang inkriminierten Gefahr, sich mit viel formalen Aufwand im grammatischen Detail zu verlieren, z.B. dadurch zu entgehen, daß sie bestimmte empirische Analyseprobleme wie die Koordination, die Reflexivierung, die Passivbildung im Rahmen der verschiedenen Theorien immer wieder neu aufgreifen. Der Balanceakt zwischen der notwendigen Vereinfachung einer komplexen Argumentation für die Zwecke der Autoren und ihrer Verfälschung sei noch an einem Beispiel erläutert:

Auf S. 109 ff. diskutieren H/S/W das Problem der Tiefenstruktur in der Transformationsgrammatik der Standardtheorie (Aspekte-Modell). Sie kritisieren die Annahme, daß die Bedeutungsgleichheit von Ausdrücken mit identischer Tiefenstruktur auf eine „Wahrheitswertanalyse“ der Sätze gestützt werden könne. Sie

konstatieren, daß damit der linguistische Bedeutungsbegriff durch den logischen Äquivalenzbegriff ersetzt würde, was zu den bekannten Schwierigkeiten wie der Äquivalenz und damit kontraintuitiven ‚Bedeutungsgleichheit‘ aller Tautologien führe. Nun ist zugestanden, daß die Standardtheorie mit der Logik relativ locker umgeht und so mag es bezüglich der historischen Situierung der Standardtheorie richtig sein, es bei deren undifferenzierten Gleichsetzung von kognitiver Synonymie und Äquivalenz zu belassen. Es erscheint mir jedoch irreführend, daß nicht darauf hingewiesen wird, daß es sehr wohl möglich ist, auch die Bedeutungsungleichheit tautologischer Sätze in der logischen Semantik zu rekonstruieren. So wird im LEWISSchen System, das die Autoren ja selbst im letzten Teil skizzieren, verlangt, daß zwei Ausdrücke bedeutungsgleich sind, wenn sie intensionsgleich sind, und zwar nicht nur bezüglich der Gesamtintension der Sätze — die bei Tautologien ja gleich sein mag —, sondern auch bezüglich aller Teilausdrücke.

#### 4 Syntax und Semantik

Positiv ist, daß die Autoren immer wieder den Zusammenhang zwischen Syntax und Semantik betonen. Für sie ist die Beschäftigung mit der syntaktischen Ausdrucksseite, wie das ja auch aus dem Einleitungskapitel folgt, nur dann gerechtfertigt, wenn sie Einsicht über die Bedeutung der analysierten Sätze vermittelt. So werden die verschiedenen Theorien und einzelnen Strukturanalysen an ihrem Wert für die Satzsemantik gemessen. Allerdings ist das Verhältnis der Autoren zu den semantischen Theorien, die im Rahmen der formalen Syntax angeboten werden, zwiespältig. Einerseits werden Argumente für bestimmte Satzerlegungen aus den unterschiedlichen Beiträgen verschiedener Teilstrukturen zu der Bedeutung der Gesamtsätze bezogen, d.h., es wird von der Annahme Gebrauch gemacht, daß der Aufbau der Satzbedeutung abhängig ist von der syntaktischen Struktur. Andererseits wird die Idee der Parallelität von syntaktischem und semantischem Aufbau — wie sie zumal in der kategorialen Grammatik und in der MONTAGUE-Grammatik vertreten wird — mit einem großen Fragezeichen versehen:

„Es kann nicht als ausgemacht gelten, daß und besonders wie der Sinn, der mit sprachlichem Handeln verbunden ist, sich gleichsam auf die Teile der Ausdrücke distribuieren läßt, die bei diesem Handeln geäußert werden.“ (S. 269)

Das Unbehagen, das die Autoren der wahrheitsfunktionalen Semantik — als solche läßt sich auch die intensionale Semantik verstehen — gegenüber empfinden, artikuliert sich hier. Auf eine Alternative, die Berücksichtigung von Gebrauchsbedingungen, die über die kompositional aus dem syntaktischen Aufbau herleitbare propositionale Bedeutung hinausgehen, kann verständlicherweise nur ziemlich pauschal und mit Verweis auf weiterführende Literatur aufmerksam gemacht werden.

Ein wenig hat man allerdings auch den Eindruck, daß die Autoren aus diesem Zwiespalt heraus – hier wohl ausgeformte propositionale Semantik, dort wenig erforschte Gebrauchstheorie der Bedeutung – einer Diskussion darüber ausweichen, was denn nun eigentlich die propositionalen Bedeutungen bestimmter Sätze oder von Teilen dieser Sätze sind. Sie stellen – wohl zu gerafft, um dem uneingeweihten Leser die Problematik wirklich zu eröffnen – drei mögliche Ansätze zur formalen Satzsemantik nebeneinander: den konstruktiven, wahrheitsfunktionalen oder modelltheoretischen, der in dem Buch durch LEWIS repräsentiert wird, den Ansatz der Bedeutungsbeschreibung natürlicher Sprache durch Übersetzung in eine formale Sprache (GEACH) und den Ansatz der Bedeutungsbeschreibung durch Angabe von Bedeutungsbeziehungen in und mithilfe der analysierten Sprache selbst. Sie machen sich nicht die Mühe, die offensichtlichen Beziehungen zwischen den drei Ansätzen herauszuarbeiten. Die Beziehung zwischen den ersten beiden besteht darin, daß die Übersetzung nur deshalb Erklärungskraft hat, weil die Zielsprache ihrerseits modelltheoretisch interpretierbar ist. Beim dritten Ansatz, den die Autoren offenbar favorisieren, kommt man nur deshalb nicht auf den Zusammenhang – z.B. zwischen Synonymie und Intensionsgleichheit –, weil man im Sinne strukturalistischer Tradition oder aus systemtheoretischer Beschränkung heraus jeweils nur die Funktion im Netzwerk der Bedeutungsbeziehungen betrachtet. Ich meine daher, daß die abschließenden Bemerkungen zur Semantik, in denen so kryptische Äußerungen vorkommen wie

„Kritisch ist zu diesem Ansatz zu sagen, daß er arg nach Zirkel riecht und daß nicht klar ist, wie weit er wirklich zirkelhaft ist, zumindest was essentielle Ingredienzen der Konstruktion eines möglichen Modells betrifft.“ (S. 306/307 zum Ansatz von LEWIS),

hinter die klare und differenzierte Argumentationen der anderen Kapitel zurückfallen. Es müßte doch zumindest begründet werden, warum der Zirkel, nach dem die Erklärungen der konstruktiven Semantik riechen, schlecht ist, ein anderer Zirkel, die sprachanalytische Variante des sogenannten hermeneutischen, die darin besteht, Sprache durch Sprache zu erklären, jedoch notwendig und erhellend: Die Autoren schließen ihr Buch mit der lapidaren Feststellung: „Wir kommen eben aus der Sprache nicht heraus.“ und glauben damit, wenn ich ihre Intentionen richtig verstanden habe, ihre Leser nur scheinbar unberaten zu lassen.

## Anmerkungen

- 1) Z.B. die Arbeiten von v. Stechow zur Wortstellung und zu den Relativsätzen: A. v. Stechow „Deutsche Wortstellung“. In: J. M. Meisel/M. D. Pam (eds.): *Linear Order and Generative Theory*. Amsterdam 1979; A. v. Stechow „Visiting German Relatives“. In: R. Bäuerle/U. Egli/A. v. Stechow (eds.): *Semantics from Different Points of View*. Berlin/Heidelberg/New York 1979. Vgl. zu der Problematik auch: A. v. Stechow „Wie interessant ist die Syntax-Forschung heute?“. *Studium Linguistik* 8/9, 1980, 32–59.

2) In MONTAGUES „Universal Grammar“ (= R. Montague: Formal Philosophy. New Haven and London 1974, 222–246).

3) Bei der Formalisierung bleibt so manches unklar: was bedeutet der Punkt in KAUS. *brech*: Funktionalapplikation?; warum steht zwischen den beiden Seiten in (46) ein Gleichheitszeichen, in (47) ein Pfeil?; was bedeutet der Pfeil?

$$(46) \text{KAUS. } \textit{brech} V_1 (1, \alpha) = \textit{brech} V_{12} (1, \beta; 2, \alpha)$$

$$(47) \text{KAUS. } V_1 (N\alpha(1), *) \rightarrow V_{12} (N\beta(1), * N\alpha(2))$$

4) Vgl. z.B. den Ansatz von G. Gazdar „Phrase Structure Grammar“. In: G. K. Pullum/P. Jacobson (eds.): The nature of syntactic representation (im Druck) und G. Gazdar „Unbounded Dependencies and Coordinate Structure“ (erscheint in: Linguistic Inquiry 2.2.1981).

5) G. Gazdar „Phrase Structure Grammar“, S. 1.

6) Als Begründung für die Abstinenz gegenüber der Montague-Grammatik geben die Autoren den für die Leser unzumutbaren Schwierigkeitsgrad dieser Theorie an. Einschätzungen über Schwierigkeit sind sicher subjektiv. Mir erscheint z.B. die kombinatorische Logik auch nicht einfacher als Montague. Vielleicht spielt bei den Autoren auch eine gewisse

Aversion gegenüber der intensionalen Semantik, die zu der Montague-Grammatik gehört, eine Rolle; vgl. dazu unten.

7) An formalen Fehlern oder Ungenauigkeiten fielen mir auf:

Auf S. 127 wird die 4. Bedingung für Stemmata formuliert: Die verbale Bestimmung stimmt nicht mit der formalen überein: während die verbale „Jedes Stemma hat ein und nur ein Zentrum. Es gibt also genau einen Knoten, von dem aus alle anderen Knoten nach unten erreichbar sind“, bereits von der erst in Bedingung 5 eingeführten transitiven Hülle von AB nämlich IND Gebrauch macht, benutzt die formale Definition nur die Relation AB.

S. 139: Ich finde einen Widerspruch in „Während ein Knoten immer nur ein Element ist, ist ein Nukleus eine komplexe Einheit [...] Jeder Nukleus ist auch ein Knoten.“

S. 144: Die Junktion mithilfe eines Junktors *j* wird als zweistellige rekursive Funktion eingeführt:

$$j(X, X) = X$$

Die Formulierung „In dieser Regel würde auch die Rekursivität der Junktion deutlich, da sie auf jedes Argument *X* und *j* wieder anwendbar wäre“ ist zumindest irreführend. Ich verstehe es so: Rekursivität, da *j* auf jedes ‚neue‘ Argument *X* und das Ergebnis einer Anwendung von *j* anwendbar ist.

S. 273: In (8) und (9) ist die Indizierung mißverständlich:

$$(8) N_1 \dots N_i \setminus S / N_k \dots N_m$$

mit  $i + m > 1$

Da der Bereich der Indices nicht angegeben wird, kann bei *k* wieder mit 1 oder auch mit 5 begonnen werden, und die Bedingung verliert ihren Sinn.

S. 298: In (15) und (16) fehlen die Quantoren.